

ALMA M. [REDACTED]

KARLIN [REDACTED]

EINSAME [REDACTED]

WELTREISE. [REDACTED]

REISETAGEBUCH [REDACTED]

Impressum

eBook-Ausgabe: © CulturBooks Verlag 2020

Gärtnerstr. 122, 20253 Hamburg

Tel. +4940 31108081, info@culturbooks.de

www.culturbooks.de

Alle Rechte vorbehalten

eBook-Herstellung: CulturBooks

Printausgabe: © AvivA

Die Publikation wurde gefördert durch die Slowenische
Buchagentur JAK. Herzlichen Dank!

Nach der im AvivA Verlag erschienenen
zweiten Ausgabe von 2020

Erscheinungsdatum: September 2020

ISBN 978-3-95988-177-7

Über das Buch

Am 24.11.1919 bricht Alma Karlin zu ihrer Weltreise auf, die sie in den folgenden acht Jahren durch fünf Kontinente führen sollte. Durch ihre Reiseerlebnisbücher, die sie nach ihrer Heimkehr nach Cilli (slowenisch Celje) verfasst, wird sie zu einer der berühmtesten und meistbewunderten europäischen Reiseschriftstellerinnen.

In »Einsame Weltreise« beschreibt Karlin die ersten vier Jahren ihrer Weltumrundung. Von Europa aus fährt sie - ihre Schreibmaschine »Erika« im Gepäck - nach Südamerika, von dort über Kalifornien und Hawaii nach Japan, dem erklärten Ziel ihrer Reise, und weiter nach China. Im Gegensatz zu anderen Reisenden hat sie kein Vermögen, aus dem sie ihre Reise finanzieren könnte; sie arbeitet unterwegs als Dolmetscherin und Sprachlehrerin und lebt in einfachen Unterkünften abseits der damals für Europäer_innen üblichen Ziele. Ihr ironisch-kritischer Ton und ihr Blick für den Alltag und die sozialen Gefüge der von ihr besuchten Länder zeichnen Karlins Reisebuch aus.

»Diese Expedition ins Ungewisse genau einhundert Jahre nach Karlins Einschiffung in Genua nacherleben zu können, bedeutet nicht weniger als ein Lektüreglück.« Katrin Hillgruber, Deutschlandfunk

Über die Autorin

1889 kommt Alma Maximiliana Karlin im deutschslowenischen Cilli (Celje) im damaligen Österreich-Ungarn zur Welt. 1908 geht sie nach London, wo sie sich dem Sprachenstudium widmet und ihren Lebensunterhalt mit Übersetzungen und Privatstunden verdient.

Nach dem Ausbruch des ersten Weltkriegs 1914 verlässt sie London und lebt bis 1918 in Norwegen und Schweden, bevor sie für kurze Zeit nach Cilli zurückkehrt. 1919 bricht

sie schließlich zu ihrer Weltreise auf, die sie in den folgenden acht Jahren durch fünf Kontinente führen sollte. Durch ihre Reiseerlebnisbücher »Einsame Weltreise« und »Im Banne der Südsee«, die sie nach ihrer Heimkehr nach Cilli verfasst, wird sie zu einer der berühmtesten und meistbewunderten europäischen Reiseschriftstellerinnen.

Sie ist im Gegensatz zu den meisten ihrer zur deutschen Minderheit gehörigen Verwandten und Bekannten eine entschiedene Gegnerin des Nationalsozialismus, unterstützt jüdische Flüchtlinge und wird nach der Besetzung Jugoslawiens durch die Deutschen sofort inhaftiert. Nach ihrer Entlassung schließt sie sich dem slowenischen Widerstand an, gemeinsam mit Thea Schreiber-Gammel, mit der sie seit 1931 zusammenlebt.

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs ist sie dennoch als deutschsprachige Schriftstellerin in Jugoslawien verpönt, bekommt auch keinen Reisepass. Sie stirbt 1950 arm und vergessen in der Nähe von Cilli. Erst seit der Unabhängigkeit Sloweniens 1991 wird sie allmählich wiederentdeckt.

Über die Herausgeberin

Jerneja Jezernik wurde 1970 in Celje/Slowenien geboren, studierte Deutsch und Slowenisch in Ljubljana und war mehrere Jahre in Deutschland und in Österreich als Sprachlehrerin, Redakteurin und Leiterin einer Slowenischen Studienbibliothek tätig. Jerneja Jezernik hat Alma M. Karlins Werke ins Slowenische übersetzt und verfasste 2009 die erste Monografie über Alma M. Karlin, auf die 2016 eine umfangreichere Biografie folgte. Sie lebt als freie Redakteurin und Lektorin, Schriftstellerin und Übersetzerin in Ljubljana.

Alma M. Karlin

Einsame Weltreise

**Herausgegeben und mit einem
Nachwort von Jerneja Jezernik**

**Mit einer Einleitung von Britta
Jürgs**

CulturBooks Verlag

Inhaltsverzeichnis

Mit Alma M. Karlin um die Welt Von Britta Jürgs

Vorwort zur Neuauflage (1932)

Ausreise

Cilli.

Triest.

Venedig.

Genua.

Im Kloster von Genua.

Vor der Ausfahrt.

Auf hoher See.

Marseille.

Barcelona.

Gibraltar.

An der Küste Afrikas.

Santa Cruz de Teneriffa.

Der Sturm im Atlantik.

Amerika

Barbados, West-Indien.

Trinidad.

La Guayra.
Puerto Cabello.
Villemstad, Curaçao.
Puerto Colombia.
Cartagena de las Indias.
Vor der Limon Bay.
Cristobal Colón.
Durch den Kanal.
Am Äquator.
Guayaquil.
Der grüne Strahl.
Lima, in Peru.
Vor Mollendo.
Den hohen Anden zu.
In Arequipa.
In der Casa rosada.
Das Maisabenteuer.
Die Eule.
In La Pacheta.
Beim Unterricht.
In der Stadt.

Der Indianerangriff.
Vor der Kathedrale.
Der Schrecken in der Nacht.
In Yanaguara.
Im neuen Heim.
Der Stelzfuß.
Vor dem Misti.
Um eine Muschel ...
An der Reede von Mollendo.
Hinter Payta.
Im Golf von Panama.
Bei den drei Grazien.
Im Bananenwinkel.
Zwischen Trompeter und Pfiff.
In der Kanalzone.
Im Kreisgericht vier.
Auf Palo Seco.
Der schwarze Magier.
Potpourri.
In der Höhe von Veraguas.
Costa Rica.

Nicaragua.

Corinto.

Amapala, Las Honduras.

San Salvador.

La Libertad.

Acajutla zu Füßen der Izalco.

San José de Guatemala.

Champerico.

Das Friedhofsabenteuer.

Acapulco.

Manzanillo.

Mazatlan.

Vor Los Angeles.

Auf der Engelinsel.

Am goldenen Tor.

Los Altos.

Auf dem »Empire State«.

Honolulu und Oahu.

Das Blatt im Zaun.

Die Zuckermühle.

Der Überfall.

Seidenstrümpfe.
Als Wellenreiter.
Der letzte Prinz Hawaiis.
Schriftstellerfreuden.
Die Zeugenschaft.
Die fünf Schweigsamen.
Im Fernen Osten
Die Erfüllung eines Wunsches.
Der Tee im Amt.
Der Mann in der Wanne.
Unter Duplikaten.
Der »Asahi Shimbun«
Das Totenfest.
Meine Nikkofahrt.
Im Yoshiwara.
Die sieben Herbstgräser.
Im Schatten des Adlers.
Der Septembersalon.
Weihnachten.
Neujahr.
Die Geistervertreibung.

Im japanischen Haus.

Durch den Frühling.

Vor Fujiyama.

In Fischerdörfern.

Sayanora.

In Kioto.

Nara.

Im Land der Morgenstille.

Das Jugendherstellmittel.

Bei einem Edelmann.

In Heijo.

Durch die Mandschurei.

Durch die Gunst der Götter.

Die Pfirsiche.

Bei der Gesandtschaft.

In Pekings Hintergäßchen.

In Peitaiho.

Der Sturm.

Unter Tempeln.

Meine Chinesin.

Spaziergänge.

Der Sterbefall.

Mary.

Abschied.

Durch das Gelbe Meer.

In der glücklichen Gegend.

Die Insel der Träume.

Im Reich der farbigen Hennen ...

Vor höheren Mächten.

In der Kampferfabrik.

Bei den Kopfjägern.

Die Freuden der Wilden.

In den Teehäusern.

Der Abgrund.

Die Flucht

Im Schatten der Tempel.

Auf Seeräuberwassern ...

Im wohlriechenden Hafen.

Fa Fong Hsüh - das duftende Dorf.

In der Totenstadt.

Ein Pfund fürs Herz.

Im Seegeschmacksladen.

Die schwarzen Blättern.
Eine Sänfte und ein böser Konsul.
Abfahrt aus dem Fernosten
Schlußwort
Nachwort von Jerneja Jezernik
Die Herausgeberin
Glossar
Editorische Notiz

Mit Alma M. Karlin um die Welt

Von Britta Jürgs

Was ich auf Reisen so anziehend und zuzeiten doch so schwer finde, ist das ewige Sichumstellen. Heute lebe ich japanisch, morgen koreanisch oder wieder als Weiße, und selbst da nie unter den gleichen Verhältnissen.

(Alma M. Karlin)

Im Gegensatz zur Mehrzahl ihrer Leserinnen und Leser lernte ich Alma M. Karlin nicht durch ihre Reisebücher (allen voran *Einsame Weltreise* kennen, sondern, vermittelt durch Jerneja Jezernik, durch ein Typoskript, das erst zum Buch werden sollte. Bei diesen Aufzeichnungen handelt es sich um Alma M. Karlins 1930/1931 verfasste Autobiografie, in der sie – auf der Höhe ihres Ruhms als Reiseschriftstellerin – beschreibt, wie sie zur Weltreisenden wurde. Sie beginnt darin mit ihrer Geburt (oder vielmehr mit der Ankündigung derselben) am 12. Oktober 1889 in Cilli im damaligen Österreich-Ungarn, dem heutigen slowenischen Celje, und endet direkt vor dem Start ihrer Weltreise am 24. November 1919. Wie aus einem Mädchen, das halbseitig gelähmt und laut ärztlicher Prognosen mit geringer Lebenserwartung zur Welt kam, eine junge Frau wird, die – die Lehramtsbefähigung für Englisch und Französisch in der Tasche – 1908 im Alter von 18 Jahren nach London aufbricht, ist in *Ein Mensch wird* nachzulesen. Karlin verdient ihren Lebensunterhalt mit Privatstunden und Übersetzungen und setzt ihr Sprachenstudium fort. Sie legt Prüfungen in Norwegisch, Schwedisch, Dänisch, Englisch, Französisch, Spanisch, Italienisch und Russisch ab und lernt Chinesisch, Japanisch und Sanskrit. 1914 muss sie London wegen des Ersten Weltkriegs verlassen und lebt danach in Norwegen und Schweden, bevor sie für

einige Zeit in ihre Heimatstadt Cilli/Celje zurückkehrt, um das Ende des Krieges abzuwarten und Geld für ihre Welterkundung zu verdienen. Als sie schließlich ihr japanisches Visum erhält, bricht sie auf, ihre Schreibmaschine »Erika« im Gepäck.

Das Interesse dieser wissensdurstigen jungen Frau an anderen Sprachen und Kulturen und ihr Verständnis eines Miteinanders der unterschiedlichen Kulturen als gegenseitige Bereicherung, wie sie diese in *Ein Mensch wird* niederlegt, wirken ungeheuer modern. Doch am meisten begeistert mich Karlins Ton. Und natürlich wollte ich nach der Lektüre von *Ein Mensch wird* wissen, wie es weitergeht, wollte Alma M. Karlin als Weltreisende kennenlernen.

Einsame Weltreise, erstmals 1929 veröffentlicht, ist gewissermaßen (wenn auch davor verfasst) die Fortsetzung von *Ein Mensch wird*. Alma M. Karlins mehrjährige Reise von Genua aus über Süd-, Mittel- und Nordamerika bis nach Japan und China, wo sie jeweils mehrere Monate verbringt, ist abenteuerlich. Karlin fährt nicht, wie sie desinteressierte Mitreisende beschreibt, »wie ein Reisekoffer« durch die Welt, sondern will sich selbst ein Urteil bilden, ist bei jeder neuen Station neugierig auf Land und Leute, unternimmt auch bei tropischer Hitze lange Spaziergänge, probiert alles, was sie nicht kennt. Sie liebt es, Entdeckungen zu machen. Doch die langersehnte Reise wird immer wieder zur Qual. Nicht nur, weil sie – wie sie selbst gerne betont –, mit geringen Mitteln um die Welt reist und sich bei jeder Etappe wieder das nötige Geld zur Weiterfahrt erarbeiten muss – ob mit Privatstunden, mit Weihnachtskartenmalen, durch Übersetzungen oder Artikel, als erster »Dolmetsch von Panama« oder in der Deutschen Botschaft in Tokio. Sie erfährt sehr schnell, wie hart es ist, alleine als Frau zu reisen. Gleich zu Beginn der Reise wird sie permanent von Männern belästigt und schafft es mehrere Male nur knapp, einer Vergewaltigung

zu entkommen. Sie wird ausgeraubt, sie erkrankt, sie fühlt sich einsam und verbittert, auch wenn sie immer wieder Beistand erfährt und vor allem durch die Frauen tiefe Einblicke in die Lebensweisen und Gebräuche des jeweiligen Landes und in deren Lebensbedingungen bekommt.

In ihrem Reisebuch kritisiert Alma M. Karlin die »Farb- und Rassenvorurteile« anderer, ist allerdings auch selbst nicht frei davon. Sie verwendet die für uns negativ konnotierten Bezeichnungen wie »Neger« und »Mischling« im allgemeinen wertneutral, befremdet und schockiert zuweilen jedoch mit menschenverachtenden Bemerkungen, in denen sich die koloniale Überheblichkeit der Europäerin offenbart. So sehr sie auf ihrer Weltreise offen ist für Entdeckungen und die Auseinandersetzung mit dem Anderen, Fremden, sucht, so sehr ist die aufmüpfige und mutige Karlin doch Kind ihrer Zeit.

Karlin ist manchmal, wie sie selbst sagt, »stachelig wie ein Tropenigel«, doch sie besticht durch ihre lebendige Erzählweise und durch ihren ganz besonderen und unverwechselbaren Ton voller Witz und (Selbst-) Ironie.

Obgleich einige ihrer Äußerungen unserem heutigen Verständnis widerstreben, weshalb sich Karlin in ihrer Widersprüchlichkeit nicht zur hundertprozentigen Identifikationsfigur eignet, lohnt sich die ungemein fesselnde Lektüre. Denn eines ist sicher: Sie ist nie langweilig.

Vorwort zur Neuauflage (1932)

Das warme und ehrende Interesse, das meinem Reisewerk entgegengebracht wurde, - ein Interesse, das sich auf viele Länder erstreckte -, hat eine Neuauflage notwendig gemacht und so wiederhole ich denn hier, im Geleitwort, daß ich beim Niederschreiben meiner reichen Erlebnisse auf meiner Fahrt um die Welt weniger ins einzelne gehend das mitteilen konnte, was ich auf dem Gebiete des Aberglaubens, der Botanik, des Volkslebens und der Kunst erfahren hatte, weil jeder Wissenszweig ein Buch zu füllen vermag, sondern daß ich mich darauf beschränken mußte zu berichten, wie jedes Land und Volk auf mein innerstes Empfinden verschieden eingewirkt hat.

Achteinhalb Jahre sind eine lange Zeit: Ich mußte mich entschließen, nur das rein Persönliche hervorzuheben, die Schwierigkeiten, mit denen ich - eben weil ich eine alleinreisende Frau war - zu kämpfen hatte, die Art, wie ich immer wieder das nötige Reisegeld verdiente, nicht wie so viele andere sogenannte »Weltreisende« erbettelte, und wie diese Kämpfe, dieses Untergehen in fremder Mystik, diese langandauernden und überwältigenden Eindrücke mich innerlich umgestalteten.

Von all dem, was ich in 1919 aus der Heimat mitgenommen hatte, habe ich nach unzähligen Leiden und Gefahren bei meiner Rückkehr in 1928 nichts zurückgebracht als mich selbst und - meine geliebte Schreibmaschine: beide arg gebrochen, dennoch mit dem Bewußtsein, wenn nicht den Lohn, so doch mein Ziel erreicht zu haben. Damals war mein Herz voll Bitterheit, heute ist es voll Dankbarkeit für all das Liebe, das mir durch unzählige Leser geworden ist. Möge das Buch in seiner neuen Gestalt mir neue Freunde werben!

Die Verfasserin.

Ausreise

So will ich über'n Erdball zieh'n.
Genießen froh und schauen,
Und, was mir Schönes ward verlieh'n,
Den Blättern hier vertrauen.

Cilli.

Ich bin das einzige Kind meiner Mutter und habe es immer behaupten hören - von der Stimmenmehrheit meiner Verwandten in jedem Fall -, daß diese Beschränkung auf *ein* Exemplar klar als unzweifelhafter Segen aufgefaßt werden müsse. Überdies bin ich, und das soll ein Grund weiterer Belastung sein, auch Schriftstellerin. Einige Jahre hindurch hatte ich sogar den Sprachenwahnsinn, das heißt, ich versuchte meinen jugendlichen Weltschmerz durch das Eindringen in fremde Sprachen zu ertränken, und obschon dieser Zweck nicht erfüllt wurde, blieb mir ein beträchtliches Wissen, das mich glauben ließ, ich könnte nötigenfalls überall auf der Welt mein Brot verdienen. Um mich für eine etwaige Reise in fremde Erdteile weiter auszurüsten, lernte ich so viel malen, daß ich Blumen richtig wiederzugeben vermochte. Als nun gar meine Skizzen, Gedichte usw. in allerlei Blättern Aufnahme fanden und ich im Sommer 1919 meinen ersten Roman verkauft hatte, erkrankte ich an jenem heimtückischen Übel, »der geschwollene Kopf« genannt, entwickelte Anzeichen von Größenwahn, sah mich schon als modernen Columbus eine neue Welt entdecken und traf ernstliche Vorbereitungen zur Eroberungsfahrt.

Es war eine ungemein stürmische Zeit, zu der Leute ohne Entzündung der Einbildungsnerven wohl zu Hause geblieben wären. Die Nachkriegswehen waren schlimmer

als der Krieg selbst, doch war ich mir ihrer Schwere damals noch nicht bewußt geworden. Nachdem ich den Kriegsbeginn in Feindesland - in London - mitgemacht, ein Jahr in Norwegen, eins in Schweden zugebracht hatte, durch das verbündete Deutschland nach Österreich zurückgekehrt war und hier die ganze Kriegsnot an mir vorbeigehen gesehen, war ich fast ohne Wissen und Willen Staatsbürgerin eines fremden Staates geworden.

Man war damals epidemisch vom Geldfieberwahn befallen; man kaufte und verkaufte Valuten; der Börsenbericht war mein Lesestoff, die Lira, der Dollar, das Pfund mein Traum. Als ich endlich reisefertig war, bestand mein Gesamtvermögen, durch Sprachunterricht erworben, aus hundertdreißig Dollars und neunhundertfünfzig Mark, so wenig ergaben mehr als zehntausend, damals im Sturz begriffene österreichische Kronen! Die Lira war plötzlich so hoch gestiegen, daß mein geblendetes Auge sie nicht mehr wahrnahm. Die Mark dagegen war fast unsichtbar, ehe ich recht in die Fremde gekommen. So verblieben einzig die Dollars.

Ebenso schwer war es, ein Visum zu erhalten. Indien wies ab, Ägypten war streng geschlossen, Holland verlangte für die Kolonien Goldwährung zur Einreise; nur Japan visierte anstandslos. Ich vertraute blindlings auf mein Wissen, trieb kühn ins Unsichere hinaus - ganz wie ein ahnungsloses Kind in ein leckes Boot klettert. Ich dachte mir die Welt wie Europa ...

Am 24. November 1919 nahm ich Abschied. Eigentlich wollte ich es nicht. Am Ende war es leichter, sich vom Strom der Gewohnheit tragen zu lassen; aber etwas in mir drängte: Es muß sein. Was mich da zwang, war nicht Abenteuerlust; es war der Ruf einer gestellten, unabweisbaren Aufgabe. Seither habe ich stets an eine Vorbestimmung geglaubt.

Im Speisezimmer meines Vaterhauses (ein uralter Bau, teilweise an die einstige Ringmauer angebaut und auf

Römerboden stehend) brannte die Hängelampe. Ich nahm Abschied von meiner bejahrten Mutter, wohl auf immer. Ich weinte nicht. In feierlichen Augenblicken stehe ich darüber. Echtes Leid ist wie ein trockener Blitz, gefährlicher als das folgende Unwetter mit Regen.

Mankerl, mein Hund, gab mir die Pfoten, beide unzählige Male. Bei ihm hätte ich weinen können. Er saß so komisch da und wackelte mit den Pfoten wie eine Windmühle mit den Flügeln, ganz ohne Ahnung, daß wir auseinanderglitten. Später würde er suchen und suchen und endlich vergessen. Es war wie das Sinnbild alles Seins.

Der Bahnsteig war finster, der überfüllte Zug jammerte in die Halle. Ein feiner Regen, der schon halb Schnee war, durchfröstelte mich. Ich stand auf dem Trittbrett, meine Freunde umringten mich. Ich hob die geliebte Erika ins Netz und winkte noch einmal.

Knarrend fuhr der finstere Zug aus der finsternen Halle.

Lichter gab es nur die mitgebrachten. Im Aschenbecher steckte die Kerze eines Mitreisenden. Das gegenseitige Mißtrauen des Nachkriegs lastete auf uns allen. Mein Fuß ruhte schwer auf meinem Koffer, dem einzigen, den ich mitgenommen; mein Auge hing an der Schreibmaschine. Ein Schlafenwollen wäre auch ganz zwecklos gewesen, denn jede Viertelstunde steckte eine verhüllte Gestalt den Kopf zur Türe herein und befahl kurz: »Papiere!«

Aber sobald sie »Japan« als Reiseziel gelesen, gaben sie den Paß wortlos zurück, denn jeder dachte wohl gleich: »Da fährt ein Narr, der besser außer Land bleibt«, und ich hatte Frieden.

In Steinbrück mußte ich aussteigen und bis drei Uhr morgens warten. Niemand hatte eine Ahnung, wann der Orient-Express durchfahren würde. Man lauerte auf ihn zusammengepfercht im rauchigen Wartezimmer. Als wir endlich im dunklen Zug dahinsausten, sah ich auf die schneeigen Flächen hinaus. Wie flehende Arme streckten die kahlen Bäume die Äste nach mir aus, und der Mond

grinste aus brechendem Gewölk. In Laibach mußte man neuerdings umsteigen, und ein freundlicher Amerikaner, der selig war, den Staub des angekränkelten Europa von den Füßen zu schütteln, zog mich in sein Abteil. Ich spielte Dolmetsch an der Grenze, was den Zollbeamten indessen nicht hinderte, meinen Koffer - dessen Schlüssel im Abschiednehmen von meiner Freundin wohl abgezogen, doch nicht mir eingehändigt worden war - mit seinem Säbel aufzubrechen. Diese Verletzung verwandt mein treuer Kleiderbehälter nie ganz.

Als es zu tagen begann, glitt der Expresß von Obicina talwärts. Das Meer war silbergrau voll silbergrauer Segel. Alles war so unheimlich still, daß mich ein unerklärliches Grauen beschlich. Nichts als das sich verdichtende Grau und das dumpfe Rollen des Zuges. Ich stand auf der Schwelle meiner lorbeerreichen Columbuszukunft und blieb kühl. Allerdings - ich war durchgefroren, und es drehte sich der leere Magen. So besiegt der Körper die unsterbliche Seele ...

Triest.

Das war der erste Prüfstein meines Mutes und meiner Geduld.

Ich wohnte bei zwei alten Tanten und schlief im Zimmer einer langsam Dahinsterbenden. Durch meine Zukunftsträume zog ihr Seufzen und Stöhnen, und der einsetzende Verwesungsgeruch verfolgte mich Tag und Nacht. Zunehmende Kälte draußen, die endlose, herzbrechende Suche nach Schiffen - entweder fuhren sie nicht, wohin ich wollte, oder sie verlangten Goldwährung als Bezahlung -, die Furcht, das mühsam verdiente Geld schon in Europa zu verbrauchen, trübten die entfliehenden Tage. Ich stand unten am Strand, starrte auf die weißblauen Wasser, die kreisenden Möwen, das rotglutende Karstgefels bei Sonnenuntergang, das tiefrote

Spätherbstlaub in geschützten Winkeln und versuchte, den sinkenden Mut hochzuschrauben.

Einmal klagte ich einem alten Seebären mein Leid, und er sagte:

»Gehen Sie getrost, wer so viele Sprachen spricht, trägt ein Vermögen mit sich herum!«

Das mochte ganz wahr gewesen sein, aber woran wir beide nicht dachten war, daß nicht jede Bank einen derartigen Wechsel honoriert. Mein Vermögen glich nicht selten dem vergrabenen Golde eines Geizhalses ...

Auf wiederholtes Anraten entschied ich mich zur Reise über Südamerika, denn wenn alle Wege nach Rom führten, so brachten wohl auch alle mich einmal nach Japan. Der kürzeste Weg war es nicht, aber allem Anscheine nach der einzig offene.

All' das kam so: Gerade als ich eines Abends entmutigt heimkehrte und mehr als ein Italiener mir zuraunte, daß er mich begleiten wolle, erfuhr ich, daß ein leer nach Japan zurückkehrendes Schiff mich um dreißig Pfund Sterling mitnehmen würde. Meine Begeisterung war ohne Ende. Die noch nicht Sterbende meiner Tanten, die weise war und nie etwas direkt verbat, bemerkte beim Abendbrot:

»Sobald du Triest einmal verlassen hast, esse ich keine Fische mehr.«

»Warum denn nicht?« forschte ich erstaunt.

»Weil ich nicht Menschenfresser werden will, denn bist du einmal allein auf dem Scotland Maru, so werden dich die Japaner mißbrauchen und dich hierauf ins Meer werfen. Die verschiedenen Fische werden sich an deinen Resten gütlich tun und ...« sie zuckte vielsagend die Achseln.

Ich sagte nichts. Ich betrachtete das Schiff, die fremde Mannschaft, das eigentümliche Treiben - und zögerte. Wie vielen Leiden und Gefahren wäre ich entgangen, wenn ... aber nutzlos ist es, zu klagen. Wer erhängt werden soll, der ertrinkt nicht, ist ein wahres Sprichwort. Ich sammelte daher Visum auf Visum für Südamerika. Das von Chile

kostete 30 Lire, also 240 Kronen! Dafür hatte ich das Recht, Chile von Ende zu Ende abzutrapeln. Und dann ... aber warum vorgreifen? Ich wurde ärmer, je reicher mein Paß wurde.

Alle Schiffe fuhren direkt nach Argentinien, und diese Regierung verlangte eine Menge Zeugnisse: daß man nie seinen Lebensunterhalt mit Betteln verdient; daß man nie vorbestraft gewesen; daß man nicht erblich belastet und besonders, daß man gesunden Geistes war. Diesen letzten Punkt hatte man in meiner Vaterstadt und noch mehr im engeren Familienkreise immer angezweifelt, und daher führte mich meine Tante lieber zu einem italienischen Arzt, der mich mit einem einzigen Blick aus halbem Auge streifte und mir den gesunden Geist bescheinigte. Es gibt noch vertrauensselige Menschen!

Zur schnelleren Erledigung übergab ich die Angelegenheit meiner eigenen Staatsvertretung. Wir sprachen nur französisch miteinander, und später hätte ich am liebsten tätlich gesprochen, denn die Papiere, die in acht Tagen bei der Gesandtschaft eintrafen, wurden meiner Tante nach täglichen Mahnbesuchen etwa acht Wochen später (als ich schon auf hoher See war) ausgehändigt.

Nach fünf Wochen fuhr ich nach Genua. Dort mußte ich das Gewünschte finden.

Hinter mir verschwanden die rostbraunen, mit einer leichten Salzkruste bedeckten Hohlziegel, die jedes Dach verschöner, der kahle Karst, die düsteren Zypressen, die schirmkronigen Pinien, verschwand auch das letzte Stücklein Heimat.

Venedig.

Um Narren zu finden, braucht man oft nur in den Zug zu steigen. Mir gegenüber auf der harten Bank der Dritten, - mir war es damals noch neu, in der Dritten zu fahren -, saß ein Mechaniker, der immer wieder den Kopf wie eine

erschreckte Schildkröte vorschießen ließ, um irgend eine Bucht besser zu erkennen. Jedesmal rollte er da begeistert die Augen und rief:

»Ach, da habe ich einmal ein Mädchen geküßt.«

Und es gab da Buchten ohne Ende. Fürwahr, die Zahl kußlustiger Jungfrauen mußte im Küstenland eine erschreckende sein. Als wir durch einen Tunnel kamen, rückte ich vorsorglich vom Fenster ab. Ich bin nie ein Freund von Massenartikeln gewesen.

Neben dem Kußmenschen saß eine hübsche Brünette, die sich mit ihren ungepflegten Dienstbotenhänden Duftwasser auf Haar, Jacke, Buseneingang und so weiter goß. Ich hätte ihr gern sagen mögen: »Schönste, ziehen Sie Handschuhe an und machen Sie den Mund zu, sonst hilft auch der süße Duft Ihnen nicht zur Verwandlung.« Gute Ratschläge sind indessen moderndes Laub, und ich behielt mein Weisheitslaub für mich. Wenn das nur alle täten!

In Venedig half mir eine nette Lehrerin, meinen Koffer in die Garderobe tragen; dann wanderte ich durch die stillen, winterlichen Straßen, stand einsam vor dem San Marco und blinzelte in die trüben, nebelumkreisten Lichter.

Venedig ist der Ort der Liebenden. Man kann nicht überfahren werden, selbst wenn man sich in erster Begeisterung gegenseitig fast totstarrt; man ißt gut, wenn man auch in glücklicher Unwissenheit verbleibt, wovon man im Grunde satt geworden; schöne Geschäfte blenden Auge und Geldbeutel, und in einer Gondel zu sitzen, muß herrlich sein - zu zweien. Besonders, wenn es kalt ist und der Mann einen warmen Mantel hat. Mein Jäckchen war dünn und ich allein, daher empfand ich von den Kanälen nicht die Poesie, sondern einzig den Gestank. Schon einmal zuvor war ich in Venedig gewesen - in meiner arg verschneiten Mädchenfrühlingszeit - und da hatte der sommerliche Glanz rundumher mich nur trauriger gemacht. An diesem Wintertag, als künftiger Columbus,

war ich einfach schwermütig. Meiner Ansicht nach gehört zu Venedig eben die Hochzeitsreise ...

Sonst kann man überall auf Erden ebensogut allein leben.

Genua.

Ich schlief im ungeheizten Abteil, und mir gegenüber auf der harten Bank stöhnte ein Matrose. Die Einsteigenden brumnten. Die Aussteigenden ließen die Türe offen; der Wind heulte.

Endlich wichen die Schatten, ließen den Reif auf den pappelbestreuten Wiesen erkennen, und als die Sonne aufging, lagen die schneegekrönten Alpen in rosigem Schimmer vor mir. Wie eine Erinnerung schwanden sie in der Ferne, goldig, unklar und weit, weit weg. Dagegen schoben sich in nacktem Braun die Apenninen heran. Kurzes, gelbgrünes Gras deckte einzelne Abhänge, und dicht an der Bahnstrecke standen Zypressen.

Um zehn Uhr früh erreichten wir Genua. Der Matrose fluchte - damals war das noch nicht gesetzlich verboten - und ich schleppte keuchend Koffer und Erika zur Aufbewahrung; wanderte in die Stadt hinein, als ob ich keine Sorgen und schon ein Zimmer hätte; bewunderte die Palmen am Strand, die Orangen in voller Blüte, die herrlichen Paläste und die zweirädrigen Wagen, die einen käfigartigen Überbau aus Weidengeflecht hatten. Ein Kinderleichenzug glitt an mir vorüber - die Pferde weiß behängt, eins hinter dem anderen gehend, die Augen mit einem Riesenscheuler verdeckt, das wie eine schwarze Scheibe wirkte; der Leichenwagen wie ein Thronsessel, ebenfalls weiß. Dahinter Klageweiber, und rund um uns die starke Sonne des Südens und das unbegrenzte tiefblaue Meer.

Genua ist sehr groß und wirkt bei aller Schönheit dennoch tot. Warum? Vielleicht weil die flachen Dächer

grau und farblos scheinen, die Apenninen mattbraungelb sind, die Grabstätten und Befestigungswerke als öder Stein hervortreten und langsam in der Nähe des versandeten Flusses enden. Zypressen und Palmen scheinen in einen bräunlichen Dunst gehüllt, und das traurige, langgezogene Pfeifen der ein- und ausfahrenden Dampfer, das unaufhörliche, mächtige Anschlagen der Brandung kammerschwängerte mich. Aus ihm klang es wie Warnung oder Trauer ...

Viel zu spät begann ich meine Zimmersuche. Erst in größeren, dann in kleineren Hotels; gegen Sonnenuntergang schon in ganz kleinen; endlich in verdächtigen Schlupfwinkeln in engen Winkelgäßchen. Um neun Uhr abends landete ich mit wundgeriebenen Füßen bei der Polizei und bat den Inspektor, mich gefälligst einzusperren. Besser war's, eine Nacht im Kerker als draußen auf der Straße zu verbringen. Zu meinem Bedauern fand er mich des Einsperrens nicht würdig, sondern gab mir eine Anweisung auf eine Bettstelle in einem Unterkunftshaus. Eine andere Obdachlose begleitete mich dahin. Der mir bestimmte Platz war in einem finsternen Raum, auf Hadern, auf dem Fußboden, unter zwölf Männern. Ich verzichtete.

Zum Schluß kaufte ich eine Fahrkarte und verbrachte die Nacht im Wartesaal dritter Klasse, dem einzigen, der offen blieb. Dichter Qualm erfüllte die Luft; hinten, beim Büfett, staute sich der Nachkriegsabschaum: Wegläufer, Landstreicher, Obdachlose; auf den Bänken lag kreuz und quer heimkehrendes Militär, einige arme Weiber kauerten auf Kisten und Koffern, und ein Betrunkener grölte verschlafen. Ein Hund winselte. Ich fand noch das Schwanzende einer Bank, und da ich klein bin, rollte ich mich - die Handtasche unter, den neuen Seidenhut auf mir, die Schuhe in nächster Nähe - so gut als tunlich zusammen. Als ich aus kurzem, qualvollem Schlaf mit

fiebernden Wangen erwachte, waren mein schöner Reisehut und die Obdachlose weg. Sic transit ...

Um sechs Uhr früh begann ich einen Brief zu schreiben und warf den Plaid über die Tasche neben mir. Die ganze Nacht hatte ich Kopf an Kopf mit einem Davonläufer geschlafen. Nun regte er sich.

Einige Minuten später betraten einige Schutzleute den Saal und fragten, wem eine Tasche gestohlen worden sei. Ich sah nicht einmal nach, so sicher war ich der meinen. Da fragten mich die Leute persönlich, und ich sagte stolz:

»Oh nein! Sie liegt hier unter dem Plaid!« und ich schlug ihn zurück. Die Tasche war weg!

In Pantoffeln, hutlos, verschlafen, wankte ich bis zur Polizeiabteilung. Einem Zuschauer war das Davonschleichen des Mannes aufgefallen, und er hatte ihn angehalten. Nun saß der Mann, der meinen Kopf gleichsam zur Stütze verwendet hatte, auf der Anklagebank und zitterte ärger als ich vor Kälte und Aufregung. Der Schutzmann stand dicht neben mir und begann jeden Satz mit dem feierlichen »Questa miserabile ...«

Natürlich zerschmolz ich mehr und mehr in Selbstbeklagen.

Nach einer halben Stunde war ich um viele gute Lehren, um meinen Paß und eine Klosteranschrift reicher. Man stellte mir vor, daß künftige Columbusse und gegenwärtige Schriftstellerinnen nicht in einen Wartesaal gehörten und man auch nicht die Welt umsegelte, wenn man nicht besser aufpassen konnte. Dann vertauschte ich meine Pantoffel mit meinen unterdessen polizeilich bewachten Schuhen, drückte ein blaues Seidenmützchen auf den zerzausten Bubikopf (ich ging in der Hinsicht nämlich der Mode voran) und trat - weiser und trauriger - vor das Bahnhofsgebäude.

Vor mir erhob sich das prächtige Columbusdenkmal. Der Entdecker zeigt mit der Hand nach unten, und seine Züge sind schmerzdurchfurcht. Es kam mir zum ersten Mal klar zum Bewußtsein, daß - abgesehen von der Tatsache der

allzu wohlbekanntem Erdball heutzutage - allerlei dazu gehörte, allein ins Ungewisse hineinzufahren. Ich stand lange vor dem Denkmal, ließ diese Weisheit in mich hineinsickern und merkte mit Befriedigung, gemischt mit Wehmut, daß die Krankheit des »geschwollenen Kopfes« Anzeichen von Besserung verriet.

Dann begab ich mich in das Asyl für junge Mädchen und stellte mich reumütig unter den Schutz der Schwestern.

Im Kloster von Genua.

Für mich war es eine neue Welt, keine sonderlich angenehme, aber eine lehrreiche. Die Preise waren so niedrig, daß man dafür weder etwas verlangen, noch viel bieten konnte, und die unter dem Schutze des Klosters stehenden Mädchen waren durchweg Köchinnen, Stuben- oder bessere Kindermädchen, auch Verkäuferinnen, die sich nach irgend einer Arbeit umsahen. Ein einziger großer Schlafräum im dritten Stock fasste uns alle - damals vierzehn an der Zahl - und zwischen den Betten gab es weder Vorhang noch Nachtkasten. Man brauchte nur die Hand auszustrecken, um die Nachbarin zu berühren. Graue Wolldecken, schwer, ohne Wärme, verliehen ungenügenden Schutz gegen die Winternächte, aber vierzehn atmende Stück Menschheit bei geschlossenem Fenster verwandelten die Luft in behagliche, wenn auch ungesunde Stallwärme und ich, die ich das vom Fenster entfernteste Bett hatte, ließ mich von den dreizehn anderen wie einst das Jesukindlein in der Krippe wärmend anhauchen.

Viele andere Erinnerungen knüpfen sich an diesen Schlafsaal, aus dem ich mich so sehr fortwünschte, und nach dessen Sicherheit ich mich so oft zurücksehnte. Abends durften wir erst nach dem Abendgebet, bei dem wir auf den Stühlen, der Lehne zugekehrt, knieten und lateinisch beteten, hinauf gehen, und nachdem die Abendschwester den Rundgang gemacht hatte, hieß es

schweigen. Damals erfuhr ich auch, warum man sagt, »jemandem einen Floh ins Ohr setzen«. Mitten in einer Nacht erwachten wir durch das Gebrüll einer Stubengefährtin, der dies passiert war. Sie sprang fast so wild wie der Floh in ihrem Ohr, schlug mit dem Kopf um sich und heulte wie wahnsinnig vor Furcht, daß ihr das liebe Tier durch Trommelfell ins Gehirn gleiten könnte. Wir versuchten allerhand, was Floh und Flohbehälter nur wilder machte. Wir zerflossen vor Mitleid und Lachen, bis endlich jemand der Gedanke kam, ein zur Schlinge gedrehtes Haar in den Gehörgang zu schieben. Der Floh ergriff den Rettungsanker und fuhr auf dem Haar ins Freie

...

Ich weiß nicht, wie es kam, aber plötzlich wurde ich zur Traumdeuterin. Kaum schlug jemand die Augen auf, so hieß es:

»Letztes Bett, mir träumte von einem Turm, oder einer Gans, oder ...«, und sofort entrollte ich die Ereignisse der Zukunft. Aus diesem Grunde durfte ich am längsten im Bett liegen. Mein kurzes Haar war überdies am schnellsten gemacht und mein Bett so geschickt benützt, daß ein paar Rucke an der Woldecke dem ganzen den Anstrich von Ordnung und Aufgebettetsein verliehen. Etwas von Grund auf ordentlich zu machen, ist eine jener Tugenden, die ich erst viel später, sozusagen als »Columbus« erwarb. Das Leben erzieht, und Weltumseglungen erziehen doppelt.

Der Eßtisch stand in der Küche, ungedeckt, mit dicken Tassen besät. Eine Mischung, die unter dem Namen Kaffee ging, und ein Eckchen Brot wartete auf jede von uns, und sobald wir gegessen hatten, mußten wir uns die Schale selbst waschen. Wer dies versäumte, wurde von einem kleinen Waisenmädchen zu dieser Pflicht von oben herabgerufen.

Tagsüber saß ich im allgemeinen Arbeitssaal, wo abwechselnd gestickt, genäht, geplaudert und gebetet wurde, und schrieb. In gewisser Hinsicht nahm ich eine